



**Asfa-Wossen Asserate  
Manieren  
Eichborn Verlag  
Frankfurt am Main 2003  
ISBN 3-8218-4539-2**

Textauszug  
S. 90-101, 322-325 und 363-367

© Eichborn AG  
Frankfurt am Main 2003

## Diskretion & Understatement

*»Alter, Vermögen, häusliche Not,  
Liebeserlebnis, Geheimnis und Plan,  
eigene Schande und eigener Furz –  
darüber schweigt der Verständige still.«*

Aus dem Sukasaptati, ca. 1000 n.Chr.

Die Diskretion ist die gesellschaftliche Fortentwicklung des Schamgefühls und war als solche in den mit den Wissenschaften spielenden Revolutionsmilieus der Universitäten etwas ganz Schlimmes. Überall in Europa stammten die jugendlichen Aufbehrer aus vorwiegend bürgerlichen Häusern und hatten dort, was das Schämen angeht, noch einen schwachen Abglanz von der Herrschaft der Scham im neunzehnten Jahrhundert erfahren. Nachdem das Bürgertum über die Aristokratie gesiegt hatte, war der Bereich dessen, was das Schamgefühl berührte, schier bis an die Grenzen des Möglichen erweitert worden. Man macht sich natürlich völlig falsche Vorstellungen von dieser Zeit, wenn man glaubt, daß diese Überdehnung des Schambegriffs irgend jemanden daran gehindert hätte, zu tun, wonach ihn verlangte, aber ein wirklicher Konsensus herrschte doch in der Überzeugung, daß eine Fülle von Dingen in strikter Verborgenheit zu geschehen hatten und jedenfalls nicht erörtert werden durften. Schon das Wort »Bauch« war problematisch, auch in England, man

sollte lieber »Magen« sagen, was in England zum Glück ein medizinisch klingendes Fremdwort war. Den ängstlich jeden Quadratzentimeter ihrer Haut bedeckenden Europäerinnen wurden die nackt gehenden Wilden in ihrer »heidnischen Schamlosigkeit« von Künstlern und Philosophen als Zeugen paradiesischer Unschuld vorgehalten (obwohl ebendiese Europäerin, wenn sie zu einem Ball bei Hof ging, dazu verpflichtet war, mit einem Riesendécolleté weit mehr von ihren Brüsten zu zeigen, als gewagte Abendkleider der Gegenwart das tun). Inzwischen haben die Ethnologen den paradiesischen Charme der Tropen entzaubert – »Traurige Tropen« heißt das Stichwort angesichts einer Vielzahl drohender und belastender Tabus in den »steinzeitlich« gebliebenen Gesellschaften, die sich allerdings nicht unbedingt, oder in anderer Weise, auf die Geschlechtsorgane und die Notdurft erstrecken. Das Schamgefühl ist als eine dem Menschen auch ohne Erziehung eigene seelische Regung erkannt worden, wobei die Erziehung allerdings die Richtung, die das Schamgefühl nimmt, beeinflussen kann. Die Berücksichtigung des eigenen und fremden Schamgefühls ist deshalb unauffällig sogar in die akademischen Kreise zurückgekehrt, wobei nicht wenige dort anknüpften, wo sie die Diskretion einst hatten verlassen wollen, aber auch das entspricht vielleicht einer gewissen Notwendigkeit. Was als peinlich, allzu direkt, allzu bedrängend körperlich empfunden wird, ist stets das, was allen gemeinsam ist. Mit

der Logik ist diesem Impuls nicht beizukommen. Zu meiner Zeit in Cambridge zeigte man mir eine Stelle am Fluß, die ein wenig verborgen war; die Professoren pflegten hier nackt zu baden. Eines Tages, die Geschichte spielt vor dem Zweiten Weltkrieg, habe sich dem vollbesetzten Strand ein Boot voll Studentinnen genähert, und alle Professoren griffen eilig zu Handtüchern, um ihre Blöße zu bedecken. Nur der Professor für Logik und Mathematik wand sich sein Handtuch um den Kopf und sagte strahlend, als die Gefahr vorüber war: »Gentlemen, mich jedenfalls erkennt man an meinem Gesicht.«

Nein, nicht das Individuelle ist das Pudendum, sondern das Allgemeine. Das Schamgefühl wendet sich gegen die animalische Seite der Existenz, das Inter-faeces-et-urinas-Geboren-Sein. Wer auf den Stufen am Rande eines Sees einmal armen indischen Frauen beim Baden zugesehen hat, die sich dabei in vollendet eingeübten Bewegungen stets neu mit nassen Tüchern umwinden und umwickeln und die schließlich trocken dasitzen, ohne daß man viel mehr als ihre nackten Arme gesehen hätte, versteht, daß es ein Bedürfnis geben muß, den eigenen Körper nicht in der Masse der Menschen aufgehen zu lassen und wenigstens unter dem Zelt des eigenen Gewandes allein und von den anderen getrennt zu sein. Worüber dann im einzelnen der Schleier gelegt wird, ist Frucht der jeweiligen Kultur und Ritual.

In Bengalen ist es zum Beispiel unpassend, die eigene Frau »meine Frau« zu nennen; man spricht dort von »der Nichte meiner Tante«. Türken mögen es nicht, wenn die Kinder sehen, daß die Eltern sich küssen; alle Zärtlichkeiten zwischen Eheleuten haben in Gesellschaft von Familienmitgliedern zu unterbleiben. Uns äthiopischen Christen ist in der Osterwoche der eheliche Verkehr verboten; wer dagegen verstößt, sagt in der Beichte: »Ich bin aus dem Bett gefallen.« In den Vereinigten Staaten hört man ohne weiteres die Frage: »Wieviel verdienen Sie?«; oder: »Wie viele Units haben Sie?« (eine Unit ist gleich 100 Millionen Dollar) – eine Frage, die in Europa (erstaunlicherweise) immer noch mehr oder weniger entgeistert zurückgewiesen würde; ich habe sie in über fünfunddreißig Jahren noch nicht ein einziges Mal stellen hören. Ist es nicht bezeichnend, wie nah für die bürgerlichen Europäer das Geld an die Schamteile herangerückt ist? Das Eingeständnis, nicht eine einzige »Unit« auf die Waage zu bringen, gäbe ihnen das unerfreuliche Gefühl, ohne Hosen in gesitteter Gesellschaft zu stehen.

Das Fragen ist generell eines der schwierigsten Unterfangen auf dem Felde der Diskretion. In seiner amüsanten Manier, das Pferd stets von hinten aufzuzäumen – oder an anderen durchaus unerwarteten Stellen –, hat Oscar Wilde zwar dekretiert, Fragen seien nie indiskret – Antworten hingegen bisweilen, aber das ist nur ein schwacher Trost, wenn das

Kind bereits in den Brunnen gefallen ist. Wer einen anderen in der Konversation in die Lage gebracht hat, die Antwort verweigern zu müssen, hat gegen die Diskretion schwer gesündigt. Generell gilt, daß alles, was die Lebensumstände und Gewohnheiten des anderen betrifft, freiwillig und unsolliziert mitgeteilt werden muß. Wir sind weder die Untersuchungsrichter noch die Psychoanalytiker unserer Tischnachbarn.

Auch wenn die Fragen sich im diskreten Rahmen halten, kann ein Gespräch, das den Charakter eines Interviews annimmt, sehr lästig sein. Ich rechne jede gesellschaftliche Begegnung zu den gelungenen, bei der ich nicht nach meinem Beruf gefragt worden bin. Künstler lieben die Frage: »Können Sie denn davon leben?« Schön ist auch: »Ach, das ist Ihre Frau? Das letzte Mal habe ich Sie doch mit jemand ganz anderem gesehen!« Wirte vor allem sollten sich in der hohen Kunst des Nichtwiedererkennens üben, die bei ihnen noch vor der ebenso nützlichen Kunst des Wiedererkennens rangiert. Die zutrauliche Frage »Dasselbe wie gestern?« kann unerfreuliche Folgen haben, wenn die Konstellation, in der man sich befindet, nicht dieselbe wie gestern ist. Nicht fragen, was immer man Auffälliges und Seltsames bemerkt, ist die Generalregel. Daß sie auch Ausnahmen kennt, beweist in dem Gründungsmythos der europäischen Ritterlichkeit, der Gralserzählung, eine Schlüsselszene. Der junge Parzival gelangt auf seiner schweifenden Fahrt zur Gralsburg und darf dort am Mahl

der Gralsritter teilnehmen. Bei diesem Mahl begegnen ihm befremdliche Dinge: Eine Lanze wird hereingetragen, desgleichen ein Kelch, und der kranke König des Grals, Amfortas, und seine Ritter brechen in Wehe-Rufe aus. Parzival, der eine ritterliche Erziehung genossen hat, verharrt in perfekter Diskretion und schweigt zu allem, was er sieht. Und gerade das ist sein schwerer Fehler: Seine Frage hätte den unheilvollen Bann, der über Munsalvaesche liegt, gebrochen. Die Diskretion war etwas Selbstverständliches, aber zu einem vollendet ausgebildeten Menschen gehörte noch mehr: das Mitleid. Das Mitleid setzt der Diskretion eine Grenze – intelligent muß das Mitleid allerdings sein, wenn es dieses Privileg genießen soll, denn das dumme Gefühl kann auch beachtlichen Schaden anrichten.

Die Körperrausscheidungen, die Jesus in seiner Rede über das Händewaschen vor dem Essen so einfach und klar beim Namen nennt, sind in Europa gleichfalls von sprachlichen Schleiern umgeben. Es gibt für den Ort, an dem sie vorgenommen werden, noch nicht einmal eine gesellschaftlich und literarisch eindeutige und unverstellte Bezeichnung. Bei Goethe heißt dieser Ort noch »das Scheißhaus«, später werden die Bezeichnungen dann immer gewundener. Die »Toilette« ist trotz ihrer Affektiertheit sehr populär geworden; benannt nach den Ankleidezimmern, in denen die Wäsche, »les toiles«, aufbewahrt wurde und zugleich oft auch der Leibstuhl stand.

Schon heute verstehen junge Leute oft nicht, was »Toilette machen« eigentlich heißt, nämlich »sich schön machen, sich für einen Abend festlich anziehen« und jedenfalls nicht: »in die Toilette machen«. Das »Klo« als Abkürzung des englischen »water closet« ist ein wenig plump und roh, obwohl es doch ein Kunstwort aus einer anderen Sprache ist, aber deswegen eben auch weniger geziert als die Toilette. Der meist eindeutig gemeinte Wunsch, »sich die Hände waschen zu dürfen«, kann immerhin mißverstanden werden. In England wurde die Frage »Where can I powder my nose?« schon in meiner Studentenzeit eigentlich nur von Männern in scherzhafter Absicht gebraucht und sollte jetzt nicht einmal in dieser Absicht mehr fallen. In Italien sucht man selbst in einer schlichten Trattoria, in der man kein Bad zu nehmen gedenkt, »il bagno« auf. In Österreich spricht man gerade auch in der Schönen Welt vom »Häusel«, eine schein-ländliche, aber doch entspannte, unaufgeregte und vor allem nicht beklommen-fremdsprachliche Lösung des Problems.

Die Anschauungen, wie weit das eigene Geschlechtsleben Thema von Konfessionen in Gesellschaft werden kann, sind ins Wanken geraten, seitdem amerikanische Psychoanalytiker an den Küsten der Vereinigten Staaten jedenfalls bei den Damen der Gesellschaft die Rolle einnehmen, die bei den entsprechenden französischen Damen des achtzehnten Jahrhunderts



ein unterhaltsamer, konversationserfahrener Herr Abbé spielte. Unversehens kann man beim und nach dem Abendessen jetzt erstaunliche Details zu hören bekommen. Und immer ist es noch so, daß die übrige Gesellschaft sich dann in Verlegenheit windet, es sei denn, die Bosheit siegt und stachelt den Bekenntnisdrang noch weiter an. Es gehört zu den Begleiterscheinungen des diskreten Menschen, daß ihm gegeben ist, sich für die Entgleisungen anderer ebenso heftig zu schämen wie für die eigenen. Wie oft habe ich bei Entgleisungen anderer heimlich gefleht, der Boden möge sich öffnen und das gesamte Eßzimmer verschlingen oder der Kronleuchter möge mit voller Wucht auf die Tafel stürzen, nur um das unberatene und hemmungslose Geschwätz zu beenden. Es mag zutiefst ungerecht sein, aber ich habe bisher immer festgestellt, daß in Gesellschaft der Bericht sexueller Erfolge, die doch in den meisten Fällen gar nicht ausgeschlossen sein müssen, keineswegs geglaubt wird; der Indiskrete steht dann auch noch als Erfinder da und ahnt nicht, mit welcher Art von Neugier man ihm lauscht. Auch Casanova wurde in Gesellschaft vor allem gebeten, seine Flucht aus den venezianischen Bleikammern zum besten zu geben; den Rest las man lieber. Angst gehörte lange Zeit zu den Pudenda, da sie gleichfalls etwas Allgemeines ist – hinter den vielen Ängsten, die uns befallen, lauert im Kern immer nur die eine, die Todesangst, und die betrifft bekanntlich jeden. Die Überwindung der

Todesangst hat ihre Wurzeln in der Scham und der Diskretion, wächst als moralische Leistung allerdings weit über diesen Ursprung hinaus. Ich habe die volle Bedeutung dieses Geschenks an die andern als zwölfjähriger Bub während des Staatsstreiches in Äthiopien im Jahre 1960 selbst ermessen dürfen, aber das ist nichts im Vergleich zu dem, was meine Brüder durchgemacht haben, als sie während der Mengistu-Diktatur im Keller des Menilek-Palastes eingekerkert waren. In regelmäßigen Abständen wurde nach unerfindlichen Gesichtspunkten einer herausgeholt, der nicht mehr wiederkommen sollte. Die Gelassenheit und äußere Ruhe dieser Menschen, viele davon Familienmitglieder, denen in Wahrheit das Blut in den Adern stockte, vermittelte ihnen ein unbegreifliches Gefühl von Sicherheit. Keiner der Gefangenen gestattete sich die allzu verzeihliche Verzweiflung und Panik. Ich bin mir darüber im klaren, daß eine solche Haltung von niemandem verlangt werden kann; wenn man sie aber erleben darf, wächst die Bewunderung für eine bis zum Ende die Existenz geprägt habende Form zum äußersten. Im Grunde verhält es sich mit der Diskretion wie mit der Literatur. Von dem, was wir alle sowieso genau wissen, wollen wir in einer guten Erzählung durch kleine Hinweise und das Mittel des *pars pro toto* unterrichtet werden, weil wir uns den Rest schon selber ergänzen können. Was in der Diskretion verborgen wird, ist das Offensichtliche, Allzuvertraute.

Das Allervertrauteste aber sind wir uns selbst. Im Gegensatz zu allen anderen schafft diese Vertrautheit uns keine Langeweile, sondern ergötzt uns täglich neu. Was soll man groß darum herumreden: Wir sind die einzige Person auf der Welt, die uns interessiert. Jeder, der couragiert in sich hineinhört, weiß das von sich und weiß auch, wie scharf er damit zu den simpelsten Geboten der Moral im Gegensatz steht. Unser Selbstinteresse ist schrankenlos, aber es ist uns auch peinlich. Wir fühlen in uns den Drang, es vor den anderen zu verbergen, es ist eben auch, da ein allgemeines Laster, ein Pudendum. Aus dem Schamgefühl über die Maßlosigkeit unserer Eigenliebe ist das gesellschaftliche Prinzip der Untertreibung erwachsen, das die Engländer als Understatement in einem Maße für sich in Anspruch nehmen, das ich gelinde gesagt nicht mehr *understated*, sondern *exaggerated* finde. Die Untertreibung ist internationales Prinzip. Sprachlich untertreiben die Engländer übrigens besonders wenig: In englischen Erzählungen über Theaterabende, Ferien in Frankreich, Bücher und Geschäfte häufen sich nicht eigentlich untertreibende Vokabeln wie »brillant, superb, splendid, magnificent, marvellous, tremendous und terrific«. Nur wenn es von irgendwelchen Leuten heißt, sie besäßen »a very nice house«, hat man zu verstehen, daß es sich um einen von Inigo Jones errichteten Palast mit einem van Dyck im Drawing-room handelt. Hochmeister in dem durchsichtigen und doch so angenehmen

und der sozialen Hygiene so förderlichen Spiel, die eigenen Umstände herunterzuspielen, sind ohne Zweifel die Chinesen und Japaner. Ich weiß nicht, ob japanische Einladungen wirklich so aussehen, wie es mir ein langjähriger Japan-Korrespondent, der aber keine rechte Liebe zu Japan entwickelt hatte, aufzubinden versucht hat: »Ich erlaube mir, Sie zu mir in meine erbärmliche Hütte einzuladen, wo meine Frau, die schlampige Vettel, Ihnen ein für Sie vermutlich ungenießbares Mahl bereiten wird« – aber wenn er damit sagen wollte, daß weitreichende Demutsgesten bei solchen Gelegenheiten angemessen seien, darf ich ihm gewiß vertrauen.

Aus dem Neapel des achtzehnten Jahrhunderts ist folgender Dialog zwischen zwei guten Bürgern, die allerdings vom berausenden Getränk spanischen Hochmuts und spanischer Phantastik genossen haben müssen, überliefert: »Ich empfehle mich Ihnen als der letzte Knopf am letzten Rock Ihres letzten Lakaien!« Und die Antwort, die die unmittelbare Verflochtenheit des Understatements mit dem Overstatement, der nur mit Gewalt verhinderten, aber auf der Zunge schon parat liegenden Prahlerei, besonders schön zeigt: »Signore, der letzte Knopf an der letzten Livree meines letzten Lakaien ist ein Diamant!«

Im Untertreibungston der Gegenwart wird eine lebensgefährliche Operation, die man soeben hinter sich gebracht hat, »eine lästige Sache«, das rauschende Fest, das man gegeben

hat, »ein netter Abend«, der große geschäftliche Coup  
»recht zufriedenstellend fürs erste«. Der angelsächsische Geschmack  
hat darin gesiegt, daß weltläufige Leute sich nun  
dauernd verpflichtet fühlen, besonders die komischen oder  
gar lächerlichen Seiten der eigenen Erlebnisse und die unrühmliche  
und groteske Rolle, die man darin gespielt hat,  
hervorzukehren. Von ihrer Natur her ernsthafte Ereignisse  
wie etwa Königskronungen müssen als »wahnsinnig komisch«  
dargestellt werden. Soziales Vorbild scheint hier der Typus  
des Fernseh-Conferenciers zu sein, der von vorausseilendem  
mechanischem Gelächter bereits begrüßt wird, wenn er noch  
gar nicht den Mund aufgetan hat. Niemals war das Understatement  
so künstlich wie in der Gegenwart, wo sich Wirtschaftsbosse  
in launigen Reden als trotteliges Opfer von  
Slapstick-Unfällen geben, Politiker mit Schiebermützchen  
Kinderstolz über gebrochene eigene Rekorde beim Marathonlauf  
mimen, Bischöfe sich beim Abtrocknen photographieren  
lassen und Kriegsherren sich beim Stöckchenwerfen mit dem  
Hund auf dem Rasen erwischen lassen. Das Unterspielen muß  
heute immer auch noch mit einer gehörigen Prise Treuherzigkeit  
vermischt werden, die manchem so übel werden läßt,  
daß er sich nach den naiven Prahlereien eines Miles gloriosus  
sehnt.

Diskretion verbot früher Tränen in der Öffentlichkeit,  
jedenfalls von Männern. Da man Frauen das Weinen nicht

vollends glaubte aberziehen zu können, waren sie von der Teilnahme an Beerdigungen auch naher Verwandter absolviert, und eine nicht zu unterdrückende Träne der Witwe am Grab verbarg ein dichter Schleier. Diese Übertragung ästhetischer Prinzipien einer kleinen Gruppe stoischer antiker Philosophen auf eine gesamte Klasse, das Bürgertum, führte notgedrungen zu Maskenhaftigkeit und Starre – und zu dem genauem Gegenteil der Tränen, dem gefürchteten »fou rire« bei Beerdigungen, durch das sich die unterdrückten Gefühlsaufwallungen einen Notausgang bahnen.

Wie stark die Vermeidung des Weinens nicht nur eine willentliche Unterdrückung einer spontanen Regung, sondern eine wirklich kulturelle »zweite Natur« werden kann, habe ich als kleiner Junge in der Schule an einem japanischen Mitschüler, einem Diplomatensohn, erfahren dürfen. Heute noch, wo ich an europäischen und afrikanischen Kindern die Grenzen der Erziehung und ihrer Möglichkeiten gelegentlich allzu deutlich feststellen kann, staune ich über die Leistung, einem achtjährigen Jungen das Samurai-Ideal der vollständigen Selbstbeherrschung erfolgreich einzuprägen. Oder sollte jene Schule, die behauptet, die Erziehung bewirke über die Jahrhunderte genetische Veränderungen, doch recht haben? Wenn wir uns balgten und einer hinfiel und sich die Knie aufschlug, pflegten ich, meine Brüder und Freunde in eine entrüstete Heulerei auszubrechen. Ganz anders Toshiaki. Wenn er sich

richtig weh getan hatte und blutete, in einem Maße, das bei uns ein sirenenartiges Wehgeschrei erzeugt hätte, setzte er sich auf seine Fersen, legte die Hände auf die Knie und versteinerte buchstäblich. Er war kaum imstande, der herbeigeeilten Lehrerin seine Verletzung zu zeigen, und antwortete auf keine Frage. Erst wenn der Schmerz überwunden war, löste sich die Verzauberung, in die er sich selbst versetzt hatte; er stand auf und benahm sich, als sei nichts gewesen. Daß heute auf europäischen Beerdigungen – mit Maßen – geweint wird, halte ich für einen Gewinn, obwohl die Menge der vergossenen Tränen niemals an eine äthiopische Beerdigung heranreichen wird, wo die Hinterbliebenen einen Wettstreit mit den von ihnen selbst engagierten Klageweibern und -männern aufnehmen müssen und dabei regelmäßig unterliegen. Auch in der Politik sind Tränen ein immer beliebteres Mittel geworden. Bismarck blieb mit seinen erpresserischen Weinkrämpfen noch auf dem beschränkten Forum eines königlichen Arbeitszimmers, aber moderne Politiker schämen sich neuerdings ihrer Tränen auch vor laufenden Kameras nicht. Das öffentliche Weinen solcher Personen ist aber nicht etwa als bloße Lockerung der Disziplin, als Aufweichen der *stiff upper lip*, zu sehen, sondern steht gleichfalls im Dienst einer in ihrer Äußerungsform allerdings neuartigen Form von Untertreibung: »Seht her, welch schlichter Mensch ich bin«, sagen solche Tränen, »die alte Oberschichts-Starrheit ist mir

fremd; ich bin, trotz meiner Macht, immer einer von euch  
geblieben!«

Ein mitteleuropäischer Staatspräsident, der besonders eindrucksvoll  
weinen kann, fragte seinen Kabinettschef – und  
der hat's mir erzählt – nach einem Auftritt, den er mit seiner  
Erschütterung gewürzt hatte: »Ich war gut, nicht wahr? Wenn  
ich weine, ham's mich am liebsten.« Am wertesten, am Allerwertesten,  
wäre die richtige Antwort gewesen.

Zum Understatement gehört, daß etwas da ist, was herunterzuspielen  
sich lohnt. Wo kein Geld ist, lohnt es sich nicht,

den armen Mann zu spielen. So ist denn das Jammern und  
Klagen über überzogene Konten und ruinöse Steuern und  
haushohe Internatsrechnungen und die Kosten für das Dachdecken  
– »Sie können sich vorstellen, was es kostet, dieses

Dach zu decken, dafür bauen sich vernünftige Leute als wir  
ein Haus!« – geradezu zum Abzeichen des Wohlstandes geworden.

Deutsche Großgrundbesitzer – und die der anderen

Länder – betragen sich wie chinesische Bauern, die bei einer  
guten Reisernte rufen: »Schlechter Reis! Schlechter Reis!«,

damit die Dämonen getäuscht werden und meinen, ihr Zerstörungswerk  
sei schon getan. Einen vermeintlich wohlhabenden

Mann, der nicht jammert, sollte sich der für die Kredite  
zuständige Sachbearbeiter der Bank genau ansehen – hier ist  
Gefahr im Verzug. Bei dieser Form des Understatements ist  
übrigens der eigentliche Bereich der Manieren schon verlassen.



Hier geht es ja nicht mehr darum, die auf andere abstoßend wirkende und für einen selbst erniedrigende Egomane zu dämpfen, sondern dem Neid der anderen zu wehren, mit einer freilich besonders naiven Form der Schlaueit. Das moderne Leben ist unübersichtlich – reich ist nicht gleich reich. Die Mittel des Understatements müssen aber auf das Milieu, auf das sie wirken sollen, exakt zugeschnitten sein, sonst hilft der ganze demütige Aufwand wenig. Marcel Proust hat ein solches mißglücktes Untertreibungsmanöver im ersten Band seiner *Recherche* geschildert. Da gerät der mondäne Dandy Swann auf den Spuren einer geliebten Frau in das Haus reicher, aber gesellschaftlich unsicherer Leute. Um der Frau willen ist er entschlossen, alles zu tun, um dort gute Aufnahme zu finden. Swann verkehrt normalerweise in den reaktionären Kreisen des Faubourg St. Germain, in denen man die Republik verachtet, und so kommt er sich denn geradezu selbstverleugnend und musterhaft bescheiden vor, als er den Verdurins erklärt, er trage seinen Frack, weil er von einem Essen beim Präsidenten im Élysée-Palast komme. Für die Verdurins hingegen steht der Präsident der Republik hoch oben auf der sozialen Leiter; und so bekommt Swanns erster Auftritt bei ihnen die denkbar schlechtesten Noten: er hat sich als das aufgeführt, was er tatsächlich am wenigsten ist – als Angeber. Ja, muß man zum Untertreiben denn ein Studium der Soziologie absolviert haben? Ich fürchte, ja.

## Betrunken sein

»Ich halte jeden Menschen für voll berechtigt, auf die - von den Ingenieursgesichtern und Betriebswissenschaftlern herbeigeführte - derzeitige Beschaffung der Welt mit schwerstem Alkoholismus zu reagieren, soweit er sich nur etwas zum Saufen beschaffen kann. Sich und andere auf solche Weise zu zerstören ist eine begreifliche und durchaus entschuld bare Reaktion. Wer nicht säuft, setzt heutzutage schon eine beachtliche und freiwillige Mehr-Leistung.«  
Heimito von Doderer, Repertorium

Über die Frage, ob man sich bei einer Einladung betrinken darf, gehen die Meinungen weit auseinander. Historisch sei deshalb zunächst einmal festgehalten, daß in alten Zeiten bei Heiden und Christen Einladungen vor allem deswegen stattfanden, damit alle sich betranken. Es hätte die Stimmung aus Überfluß und Heiterkeit empfindlich gestört, wenn da von Beginn des Festes an schon nervöse Restriktionen gegolten hätten. In meiner Heimat Athiopien gehört der Vollrausch zu einem Gelage, das diesen Namen verdient. Auch in Rußland, Polen, Irland und in den skandinavischen Ländern sind Hochzeit und Begräbnis, Kindstaufe und Jubiläum Anlaß zu alkoholischen Exzessen; wem das nicht zusagt, der versuche abzusagen, denn die frühzeitige Flucht ist meist unmöglich. England

ist die Geburtsstätte der tea-totaler, und das aus gutem Grund: Wer getrunken hat, was bei einem englischen Bankett hintereinander geboten wird, und nicht schwankt, muß mit dem Teufel im Bunde sein. Bei der Mittsommernacht in Schweden soll man sogar auf Festen des Königs Gäste mit schwerer Zunge erlebt haben. In Deutschland wird gleichfalls viel getrunken, die Betrunkenheit aber schon weniger geschätzt. Woran liegt es, daß am Mittelmeer die Trunkenheit viel unpopulärer ist? Man schwimmt dort im Wein, aber man trinkt nicht viel davon. Ich habe sechs Italiener bei einem Abendessen mit einer einzigen Flasche Wein auskommen sehen. Im alten Spanien gar war der Vorwurf »Senor, Sie sind betrunken!« nur mit Blut abzuwaschen. Montaigne erklärt sich die Liebe der Deutschen zum Rausch und die Mäßigkeit der Franzosen mit ihrer unterschiedlich entwickelten »Geilheit« - das ist eine mir besonders sympathische Erklärung, weil sie nicht mit dem Argument der moralischen Vortrefflichkeit operiert.

Manieren und Betrunkenheit scheinen einander zunächst auszuschließen. Manieren haben immer mit Selbstkontrolle und Selbstbeherrschung zu tun, und um die ist es in der Betrunkenheit meist geschehen, mit der geistigen übrigens schneller als mit der körperlichen: Bevor man unter den Tisch sinkt, hatte man schon Gelegenheit, sich um Kopf und Kragen zu reden. Der erfahrene Weinliebhaber ist deshalb zu einer Reihe von Distinktionen aufgefordert. Zunächst sollte er aus vergangenen Exzessen die

Kenntnis dessen erworben haben, wieviel er verträgt. Wenn man sich schon betrinkt, dann soll man es nicht ohne Absicht tun wie ein Schuljunge, der zum ersten Mal an den Schnapsschrank gegangen ist. Zum zweiten sollte er die Gelegenheit einschätzen: ist dies der richtige Ort und vor allem die richtige Gesellschaft, um sich zu betrinken? In einer nüchternen Gesellschaft allein betrunken zu sein ist eine fürchterliche Erfahrung. Nie weiß man genau, wie man sich betragen hat, aber die anderen wissen es und vergessen es nicht so schnell. Besonderes Pech hatte ein Gast der verstorbenen Herzogin von Windsor, bei dem seine Betrunkenheit noch gar nicht aufgefallen war. Die frischgebackene Herzogin hatte sich die Allüre zugelegt, mit ihrer Dienerschaft nur schriftlich zu verkehren. Bei ihren Essen lag neben ihrem Teller stets ein kleiner Block Papier mit einem goldenen Drehbleistift. Mit wachsendem Mißvergnügen bemerkte sie, daß einer der bei Tisch aufwartenden Diener leicht schwankte. Sie winkte den Mann zu sich und übergab ihm einen Zettel mit den Worten: »Sie sind vollkommen betrunken - verschwinden Sie augenblicklich!« Der Diener hatte in seiner erhöhten Stimmung offenbar die Absicht, die nun einmal gegebene Ungnade auf sicheres Fundament zu gründen, nahm den Zettel und schob ihn diskret einem der Gäste zu, der ihn las, errötete, sich Entschuldigungen murmelnd erhob und eilends die Tafel verließ.

Zum vergnügten Trinken gehören Leute, die dasselbe im Sinn haben. Genötigt werden zum Trinken darf ohnehin niemand, solche Folklore überlasse man georgischen Dorfhochzeiten, an denen man ja nicht unentwegt teilnimmt. Die wichtigste Regel aber haben die Engländer zur Entfaltung gebracht, in einem staunenswerten Ausmaß: Was sich während eines hemmungslosen Besäufnisses, in Österreich übrigens »Mulatschag« genannt, zugetragen hat, fällt am nächsten Tag augenblicklicher tiefer Vergessenheit anheim. Niemand wird sich herbeilassen, auf das, was irgendein Teilnehmer an diesem Abend gesagt oder getan hat, noch einmal zurückzukommen. Keine Verabredung, keine Verpflichtung, keine Verbindlichkeit, die während der Zecherei entstanden sein mag, hat am nächsten Tag noch die mindeste Gültigkeit, es sei denn, der Verpflichtete selbst wünscht daran festzuhalten. Vertraulichkeiten mit bis dahin Fremden gelten als kassiert. Das ganze Fest hat es im Grunde am nächsten Tag gar nicht gegeben. Ich denke gern an ein Erlebnis nach einer besonders wüsten stag Party (dem Abschied des englischen Bräutigams vom Junggesellentum), als man sich am Morgen in Cut und Zylinder, wengleich mit leicht verquollenen Gesichtern in der Kirche wiedertraf. Ein anderer Ausländer, der am Vorabend gleichfalls gebeten war, versuchte augenzwinkernd bei seinem Banknachbarn an den letzten Abend anzuknüpfen:

»Das war doch recht nett gestern abend ...«, und stieß ihn womöglich noch mit dem Ellenbogen kameradschaftlich in die Seite. Dem Engländer quollen vor Verständnislosigkeit die Augen aus dem Kopf: »Was meinen Sie? Wovon sprechen Sie?« blaffte er aus seiner Portweinwolke heraus, die das heiße und kalte Bad am Morgen nicht hatte vertreiben können.

## Gleichheit & Ungleichheit

Eine wichtige Frage bei der Betrachtung der Manieren ist ihr Verhältnis zur Demokratie. Zweihundert Jahre Demokratie liegen hinter uns. Die ersten hundert Jahre waren die heroische Kampfzeit, die sich auch an die Phantasie wandte und durchaus eine ästhetische Begeisterung erzeugte. Die Französische Revolution fühlte die Kraft und das Bedürfnis in sich, die gewandelten Machtverhältnisse auch in ästhetisch neue Formen zu gießen. Geniale Künstler entwarfen für die Revolutionäre der Demokratie neuartige Kleidung, neue republikanische Feste anstelle der religiösen, neue Möbel, die irgendwie an das republikanische Rom erinnern sollten und sehr schön waren. Obwohl der künstlerische Schwung dieser Revolutionsjahre sehr groß war und obwohl die cäsaristische Herrschaft Napoleons diesen ästhetischen Impulsen noch ein enormes Fundament politischer Kraft verlieh, das für die Wirksamkeit jeder Kunst erforderlich ist – erfolgreiche Kunst ist immer die Kunst eines mächtigen Landes –, kann man nicht sagen, daß diese Kraft ausreichte, um den europäischen Manieren einen den gewandelten Verhältnissen angemessenen neuartigen Charakter zu verleihen. Die Stiftung von etwas derart Komplexem wie den Manieren ist wahrscheinlich überhaupt nicht durch Willensanstrengungen zu erreichen. Solange die Erinnerung an die Grundelemente der europäischen

Manieren also noch nicht vollständig in den Völkern ausgelöscht ist, wird auch das Schönheitsgefühl, das Gefühl für das Angemessene und die Proportion der menschlichen Beziehungen sich – irgendwie, und sei es auch noch so schwach – an dem orientieren, was in diesem Buch der Einfachheit halber »die Manieren« genannt wurde. Damit steht der moderne Westeuropäer freilich in einer unlösbar widersprüchlichen Situation. Die Demokratie – und das gilt auch für die Diktaturen des Jahrhunderts, die beinahe alle, wenigstens rhetorisch und ästhetisch, demokratisch getönt waren – geht von der Gleichheit aller Menschen aus. Die Manieren aber sind geprägt von der Überzeugung der Ungleichheit. Wer sich als guter Demokrat den Gesetzen der Manieren unterwirft, handelt paradox: wenn er Gesetze macht, orientiert er sich an der Gleichheit, wenn er abends Gäste empfängt, an der Ungleichheit. Die Demokratie der Amerikanischen und der Französischen Revolution hatten die Gleichheit allerdings nicht erfunden. Als philosophisch-religiöses Theorem war sie schon lange vorher in die Welt gekommen, und zwar durch das Christentum. Diese religiöse Gleichheit war ein harter Brocken für die antiken Kulturen, denn ihr fehlte jegliche Evidenz. Daß die Menschen ungleich waren, war schließlich mit Händen zu greifen. Gleichheit konnte es nur nach einem überaus abstrakten Gesichtspunkt geben, der alles unmittelbar Anschauliche beiseite stellte. Daß die Menschen gleich seien, mußte man



glauben – sehen konnte man das nicht. Es war ja nicht so sicher, ob alle, die wie Menschen aussahen, überhaupt Menschen waren, Sklaven und Barbaren jedenfalls waren es nicht so ohne weiteres. Der berühmte Monolog des Shylock aus dem *Kaufmann von Venedig* konnte jedenfalls erst nach 1600 Jahren christlicher Kultur geschrieben werden («Wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht? Wenn es kalt ist, frieren wir nicht?» etc.), denn ein vorchristlicher Jude hätte sich deutlich verbeten, mit den Heiden in einen großen Menschengleichheitstopf geworfen zu werden. Die nördlichen Barbaren, die das Christentum annahmen, fühlten sich aber genötigt, das abstrakt-philosophische Gleichheitsgebot irgendwie mit der Evidenz der Ungleichheit in eine versöhnende Übereinstimmung zu bringen. Deshalb erfanden sie die Lehre von den Ständen. Der Stand, dem einer angehört, ist zunächst einmal nichts anderes als der Ort, an dem er steht, und dieser Ort ist selbstverständlich nicht gleich dem, an dem die anderen stehen. Die einander gleichen und gleichwertigen Menschen nehmen ungleiche Standorte ein. Diese Stände haben nichts mit der Leistung und der physischen oder geistigen Vortrefflichkeit des Menschen zu tun, sondern mit seinem Schicksal. Anders als in der Antike war der Stand des Menschen nur ein Akzidenz, er berührte nicht seine Essenz. Seltsamerweise war es gerade die Beliebigkeit, mit der die unterschiedlichen Standeslose fielen, die die Ungleichheit über viele Jahrhunderte

erträglich machte. Dazu gehörte natürlich auch, daß es dem Ehrgeiz grundsätzlich verwehrt war, die Standesgrenzen zu überschreiten. Die Gesellschaft empfand sich als statisch. Selbstverwirklichung wurde in der vollkommenen Erfüllung der Standespflichten gesehen. Ich möchte hier nicht von einer untergegangenen Harmonie schwärmen. Daß die Realität oft genug sehr unharmonisch aussah, steht aber auf einem anderen Blatt. Wenn Feinde der Demokratie heute oft genug mit grimmigem Hohn auf den riesigen Abstand zwischen demokratischer Verfassung und demokratischer Realität verweisen, kann diese Kritik dennoch niemals daran rütteln, daß die Mentalität unserer Zeit beinahe auf der ganzen Welt demokratisch ist und die Mißstände der Demokratie dieses grundsätzliche Empfinden überhaupt nicht berühren. Die feudale Ständegesellschaft hatte jedenfalls für das grundsätzliche Problem, daß die Menschen zugleich gleich und ungleich sind, eine etwa tausend Jahre lang tragbare Lösung gefunden. In diesen tausend Jahren sind die Manieren nun immer noch verwurzelt. Der Widerspruch aus Gleichheit und Ungleichheit ist ihre Kraftquelle. Große Bilder, die diesen unauflösbaren Gegensatz in Form brachten, standen jedermann vor Augen, und man dünkte sehr unhistorisch, wenn man die Kraft von Bildern unterschätzte und sie, wie es im Blick zurück auf das zwanzigste Jahrhundert angemessen wäre, als bloße Propagandaerfindungen

bewerten wollte. Die Kurfürsten, die den Kaiser gewählt hatten, mußten ihn in ihrem germanischen Häuptlingsstolz beim Essen bedienen, der Kaiser wiederum wusch am Gründonnerstag zwölf Armen die Füße (bis ins Jahr 1918 immerhin) und führte das Pferd des Papstes am Zaumzeug – der Dienergestus schlechthin –, während der Papst sich hinwiederum als Diener der Diener, »servus servorum«, definierte. Dahinter stand das Wort des Stifters der christlichen Religion: »Ihr nennt mich Herr und Meister und ihr tut recht, denn ich bin es, aber ich bin nicht gekommen, um mich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen.« Man könnte dieses Wort als Prolog der europäischen Manieren bezeichnen. Nicolás Gómez Dávila hat die Konsequenz dieses Satzes so ausgedrückt: »Die guten Manieren bestehen aus der Übertragung der Umgangsformen gegenüber Höhergestellten auf den Umgang unter Gleichen.« Daraus ergibt sich der Grundsatz: Der Höhergestellte ist immer der andere. Noch in einer weiteren Beziehung stehen die Manieren in einem Gegensatz zur politischen Gleichheit der Demokratie. Die demokratische Gleichheit verleiht jedem Menschen bestimmte Rechte und erlegt ihm eine Anzahl von Pflichten auf. In den auf dem Grundsatz der Ungleichheit beruhenden Manieren besitzt man selbst überhaupt keine Rechte, sondern nur Pflichten, während der andere nur Rechte und genaugenommen keinerlei Pflichten hat. Man selbst ist dazu verpflichtet, dem anderen

mit allen Formen des Respektes und der Liebenswürdigkeit entgegenzukommen, aber daraus ergeben sich aus der eigenen Perspektive für den anderen zunächst gar keine Pflichten. Wie der andere mit den aus seiner Perspektive bestehenden Pflichten zu verfahren gedenkt, ist zunächst einmal seine Sache. Die Blickrichtung der Manieren ist zuerst immer auf die Prärogativen des anderen gerichtet, niemals auf die eigenen. Die eigenen mögen existieren, aber es kommt auf sie nicht an, sie sind am besten aufgehoben in der Person des sich gleichfalls den Gesetzen der Manieren unterwerfenden Gegenübers. Die Manieren leben in dem möglicherweise utopischen Vertrauen, daß der andere die einem selbst eigenen Rechte am allerbesten beschützen wird, so daß man selbst sich darum gar nicht kümmern muß.

Wer die Einhaltung gesellschaftlicher Umgangsformen sich selbst gegenüber einklagt, hat den Geist der Manieren nicht verstanden. Um ein Beispiel zu geben, das aus bescheidenster Sphäre stammt und vielleicht geeignet ist, diese möglicherweise allzu erhaben klingenden Maximen auf den Boden des Alltäglichen zu stellen: Ein Mann hat die Pflicht, vor einer Frau aufzustehen, aber eine Frau hat nicht das Recht, die Einhaltung dieser Pflicht zu fordern. Wer als Mann vor einer Frau nicht aufsteht, tut sich selbst den größten Schaden an; er deklassiert sich in seiner Humanität, oder um es mit den Worten des Erzengels Raphael im Buch Tobias zu sagen: »Wer

das Unrechte tut, ist ein Feind seiner eigenen Seele.«

Wie nicht anders zu erwarten, sind die Engel die besten

Lehrer der Manieren.